

Raum als Medium

Adelsgesellschaft, Hof und adelige Bestattung in der Frühen Neuzeit

Workshop des Teilprojektes C1 „Politische und soziale Integration am Wiener Hof (17. und 18. Jahrhundert)“ des Sonderforschungsbereichs 485 „Norm und Symbol. Die kulturelle Dimension sozialer und politischer Integration“ an der Universität Konstanz, 27. und 28. Oktober 2000

Der Konstanzer Südkurier formulierte am 26. Oktober 2000 seine Deutung der Fragestellung des Workshops pointierter, als dies Veranstaltern oder Berichterstatern möglich ist: „Wie macht man mit seinem Sarg Politik?“ In der Tat ließ sich an anderer Stelle für die kaiserliche Residenzstadt Wien im 17. Jahrhundert die Ausbildung einer spezifischen Nutzung vornehmlich hofnaher Kirchen als Grabstätten des wohlintegrierten Hoch- und Hofadels beschreiben¹. Von hier aus stellten sich jedoch weitere Fragen, denen bei dem Workshop nachgegangen werden sollte. Im ersten Teil („Raum und Erinnerung“) galt es, die Kategorie Raum in ihrer Bedeutung für höfische Kommunikationszusammenhänge, aber auch in seiner möglichen Funktion als erkenntnisorganisierende Kategorie zu überdenken und dabei auch einen Zusammenhang zu frühneuzeitlichen Erinnerungsformen herzustellen. Der zweite Teil („Medien der Memoria und Kommunikation“) ging am Beispiel Wiens zunächst den frühneuzeitlichen Formen des Grabdenkmals sowie den Bedingungen seiner Rezeption nach und wendete sich dann der Grabmal- als Denkmalplanung zu Beginn des 19. Jahrhunderts zu, bevor die Frage nach der räumlichen Einbettung sozialer Strukturen die Frage nach der kommunikativen Situiertheit von Kommunikabilien und damit Grabmälern grundlegend reformuliert wurde. Der dritte Teil ging dann in vergleichender Perspektive (Wien, Niederösterreich, Ungarn, Preußen, Rom) der Frage nach, in welcher Weise die Formen der Integration von Oberschichten bzw. inwieweit die verschiedenen Ausprägungen frühmoderner Staatlichkeit die frühneuzeitliche Sepulkrallandschaft mitbestimmten. Mit dieser Fragestellung sollte insgesamt ein Versuch unternommen werden, Raum und Kommunikation als zusammenhängendes Problem historischer Analyse verstärkt in den Blick zu nehmen und Anschlußmöglichkeiten im Bereich der Sozial- und Politikgeschichte anzudeuten.

Teil I – „Raum und Erinnerung“

Rudolf Schlögl, Konstanz, („Hof als Kommunikationsraum“) wies in seinem Einleitungsvortrag darauf hin, daß das spanische Hofzeremoniell bei der Interaktion zwischen Fürst und Hofmann auf Distanz setzte. Da im 17. Jahrhundert der Fürst unter anderem mittels seines Nobilitationsrechtes den Hof in eine Transformationsmaschine verwandelt habe, welche Anwesenheit in Macht umsetzte, sei Interaktion am Hof unter erheblichen Druck geraten. Dies auch deshalb, weil Interaktion negationsfeindlich gebaut sei und Widerspruch daher kaum ausgedrückt werden könne. In der Gestaltung der Höfe sei der Versuch zu sehen, Integrations- und Transformationsleistungen *trotzdem* zu erbringen. Interaktion sei durch eine differenzierte Raumnutzung mit der höfischen Hierarchie in Einklang gebracht worden. Raum in seiner Ausdehnung und inneren Gliederung sei damit zu einem Hauptproblem am Hof geworden, da er Distanz und Relationen, Vergemeinschaftung und Hierarchisierung zum Ausdruck bringen mußte. Er sei ein knappes Gut gewesen, das nur wenig Freiräume ließ. So

¹ HENGERER, Mark: Zur symbolischen Dimension eines sozialen Phänomens: Adelsgräber in der Residenz (Wien im 17. Jahrhundert), in: *Wien im Dreißigjährigen Krieg*, hg. von Andreas WEIGL, Wien 2001 (im Druck), S. 246-348.

habe es von der Seite des Adels her nahegelegt, bei der Semiotisierung adeliger Räume die Residenzstadt als weitaus freien beschreibbaren Raum (Grablege und Palais) einzubeziehen.

Marcus Sandl, Konstanz („Raum, Zeit und Erinnerung“) fragte nach dem Raum als einer Organisationsform des Wissens und machte deutlich, daß bis ins 18. Jahrhundert hinein die Frage des erkenntnisorganisierenden Prinzips (Zeit oder Raum) noch nicht entschieden gewesen sei. Am Beispiel des „Griechenstreits“ zwischen Winkelmann und Piranesi zeigte er, wie Piranesi anders als Winkelmann nicht mittels zeitlicher Distanz und konsequenter Verzeitlichung des Gegenstandes, sondern mittels künstlerischer Gestaltung eine römische Erinnerungslandschaft schuf. Dabei griff er auf die Tradition der antiken *ars memorativa* zurück, welche Gedächtnis in den Kategorien *images* und *loci* entworfen hatte. Nach der zweihundertjährigen Dominanz der Zeit als Prämisse der Geschichtsschreibung würden gegenwärtig im Zusammenhang mit dem Erinnerungsbegriff Konzeptionen entwickelt, welche deutliche Parallelen zur räumlich-basierten Wissensordnung aufwiesen, so daß eine mit Hilfe des Raumes entworfene Historie wieder denkbar erscheine.

Der Historiker und Soziologe *Uwe Dörk*, Konstanz (ebenfals: „Raum, Zeit und Erinnerung“) schloß in dem zusammen mit *Marcus Sandl* getragenen Beitrag unmittelbar an und machte deutlich, wie sehr in der gegenwärtigen historischen Darstellung der Primat der Zeit über Gegenstand und Ort herrsche. Unter Hinweis auf Reinhard Koselleck erinnerte er daran, daß in der Frühen Neuzeit die Differenz Vergangenheit/Gegenwart nicht in einer so scharfen Weise gegeben war. Frühneuzeitliches historisches Erzählen bleibe zwar gleichfalls an eine Differenz vorher/nachher gebunden, diese falle aber nicht notwendig mit der zwischen Vergangenheit/Gegenwart zusammen. Vielmehr habe frühneuzeitliche historische Erinnerung durch Identifikation und Betonung einer Art von Gleichzeitigkeit mit der Vergangenheit einen Raum für eine Identitätsbestimmung vorgezeichnet, die sich von der moderner wissenschaftlicher Geschichtsschreibung deutlich unterscheide: Hier sei als wissenschaftlich einzig legitimer Modus die Differenz auszumachen. Es stelle sich daher – auch bei der Analyse der verschiedenen Gattungen der Memoria – stets die Frage, ob es auf die Herstellung von Gleichzeitigkeit oder auf die Auszeichnung von Differenz ankomme.

Teil II – „Medien der Memoria und Kommunikation“

Renate Kohn, Wien, („Das neuzeitliche Grabdenkmal im städtischen Raum - ein Spiegel der sozialen Wirklichkeit?“) diskutierte im ersten Teil ihres Vortrags die verschiedenen Erscheinungsformen des frühneuzeitlichen Grabdenkmals in Wien (Grabplatten, Gruftplatten, kleine Bezeichnungsplatten im Pflaster, Totenschilder, Epitaphien, schmucklose Platten, wandfüllende Denkmäler, Lebensbilder, Rittergrabdenkmäler und Grabsteine) und ging im zweiten Teil der Frage nach, inwiefern Grabdenkmäler vornehmlich des 16. und 17. Jahrhunderts die soziale Schicht des Bestatteten zur Anschauung brachten. Hier zeigte sich, daß zwar das Epitaph dem Standesbewußtsein am nachdrücklichsten Ausdruck verlieh, daß aber nur sehr große Epitaphien Unterschiede zwischen sozialen Schichten auf ein einfaches Hinsehen deutlich erkennbar werden ließen. Zwar liefere die Heraldik eindeutige Hinweise, bei Andachtsbildern und Porträts aber seien Unterschiede kaum auszumachen. Der einheitliche Kanon sei dafür noch zu stark gewesen. Auch die Epitaphen gäben nur in Teilbereichen sicheren Aufschluß auf den Hochadel („Herr Herr“, „Frau Frau“), insgesamt ließen sich hochadelige Epitaphien leicht imitieren. Während dem Herrenstand mit seinen Grabdenkmälern die Abgrenzung jedoch zunehmend gelungen sei, hätten sich Ritterstand und Bürgertum bei der Gestaltung der Grabdenkmäler stark aufeinander zubewegt.

Susanne Claudine Pils, Wien, („Stadt und Raumwahrnehmung. Wien in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts“) konnte im Anschluß daran zeigen, mit welcher Frequenz Mitglieder des Wiener Hof- und Hochadels im 17. Jahrhundert die Wiener Kirchen besuchten und dabei

auch Hinweise auf bestattete Familien zur Kenntnis nehmen. Zunächst jedoch sei festzustellen, daß die Wahrnehmung der Ordnung Wiens sich mit der dauerhaften Niederlassung der Habsburger in der Stadt verändert habe. Habe zuvor der Stefansdom in der Rangfolge der Sehwürdigkeiten den ersten Platz eingenommen, sei im 16. Jahrhundert die Hofburg an diese Stelle gerückt. Damit hätten aber innerhalb der Reihung der Kirchen auch die in Hofnähe gelegenen Kirchen an Bedeutung gewonnen. Dem entspreche auch die Frequentierung der Kirchen der Stadt. Am Beispiel einer Gräfin Harrach ließe sich ein hochadeliges Kirchenbesuchsprofil für Wien um 1660 erstellen. Danach wurde die Augustinerkirche als Hofkirche mit Abstand am häufigsten aufgesucht, gefolgt von der Minoriten-, der Michaeler- und Schottenkirche, also einer Reihenfolge, die mit der hochadeligen Grufgründungsintensität im 17. Jahrhunderts positiv korreliere. Dadurch, daß der Kaiser mit seinem Gefolge in der Fastenzeit nahezu alle Wiener Kirchen und Konvente besucht habe, sei jedoch sichergestellt gewesen, daß fast alle Wiener Kirchen im Blickfeld des Adels gewesen seien.

Ingeborg Schemper, Wien, („Grabmäler – Denkmäler. Zur Inszenierung der Memoria im frühen 19. Jahrhundert am Beispiel einiger nicht ausgeführter Projekte (Sinzendorf, Metternich, Schwarzenberg)“) zeigte am Beispiel von nicht ausgeführten Grab- und Denkmalprojekten des frühen 19. Jahrhunderts, wie sehr sich die Bezüge verschoben hatten, in die hinein Grabmäler zu plazieren waren. Deutlich werde etwa an dem Denkmal für Fürst Schwarzenberg, daß um 1800 das Grab in den Widerstreit zwischen Privatheit und Öffentlichkeit, zwischen Nation und Monarchie, Kunst und Kirche, Grabmal und Denkmal geraten sei. Der Rückzug des Grabmals aus der Residenz und seine Errichtung auf privatem Grund konnte als „biedermeierliche Wohllebensduselei“ kritisiert werden, das Grab war Gegenstand eines öffentlichen Diskurses geworden, der nicht mehr auf den Adel beschränkt war. Grabmalplanung als Denkmalplanung mußte vor diesem Hintergrund auf eine Vielzahl neuer Leitdifferenzen Rücksicht nehmen. Selbstbeschreibung wurde damit komplexer und zugleich komplizierter. Bemerkenswert sei in diesem Zusammenhang besonders die im zeitgenössischen Diskurs vorgeschlagene Umdeutung zentraler Kirchen Wiens: Diese sollten nach der Art eines Pantheons als Galerien nationalen Gedenkens Anbetung und Gräber bedeutender Personen als historische Denkmäler zusammenführen.

Der Soziologe *Kay Junge*, Konstanz, („Kommunikation und Kommunikabilität“) warf im Anschluß daran die Frage nach dem Verhältnis von Raum und Kommunikation auf. Er unterschied hierbei im Anschluß an Heinz von Foerster zunächst Kommunikation und Kommunikabilität, die er als jeweils akuelles physisches Substrat von Kommunikation definierte. Von hier stellte er zwei – wie er klarstellte möglicherweise nicht wirklich alternative – Raumkonzepte gegeneinander, das des Raums als Behälter und das des Raums als Netzwerk. Die Soziologie sei dem Behälterparadigma lange Zeit naiv gefolgt und habe daher übersehen, daß soziale Großgebilde (bei Interaktionen verhalte es sich tendenziell anders) nicht homogen einen Raum füllen und ihre Grenzen daher nur selten kartographisch erfaßt werden könnten. Gesellschaft bestehe aus hochselektiven und ausgesprochen lückenhaften kommunikativen Verknüpfungen, sie sei kein opakes Ganzes. Bei der räumlichen Einbettung sozialer Strukturen sei zu bedenken, daß der Raum, auch der durch Wahrnehmung kontrollierbare Nahraum nicht von sich aus darüber entscheide, wie ein bestimmtes Geschehen von den dabei involvierten Personen sozial definiert werde. Es müsse kommunikativ stets erst ausgehandelt und bestimmt werden, welche unter den möglichen räumlichen Verortungen relevant sei, falls eine solche Verortung überhaupt für das aktuelle Geschehen thematisiert werden müsse. Schriftliche Kommunikation ermögliche dagegen eine Entfaltung sozialer Strukturen, die weit weniger kompakt als der Erfahrungsraum der Interaktion oder der Wahrnehmungshorizont eines Einzelnen sei. Man könne nur einer Person zuhören, mehrere Briefe jedoch stören einander nicht. Diese Kommunikabilität könne Zwischenräume unterwandern, ohne dort als Kommunikation bemerkt zu werden. Im gleichen Raum könnten sich deshalb gleichzeitig

ganz verschiedene Kommunikationssysteme überlappen und Kommunikabilien bewegen, ohne direkt miteinander zu interferieren. Technisch-medial vermittelte Kommunikation erlaube daher Kommunikation, ohne daß räumliche Einbettung für sie sonderlich relevant wäre. Diesen Sachverhalt könne man mit einem Behälterparadigma von Raum aber nicht angemessen erfassen. Statt dessen finde eine Einbettung in funktionspezifische Kontexte statt, die aber nicht den kompakten Raum der Wahrnehmung wiederherstellen, sondern ein neuartiges Netz, eine Vielzahl heterogener, sich ständig transformierender Kontexturen etablierten.

Teil III – „Herrschaftsstrukturen und adelige Bestattung“

Mark Hengerer, Konstanz, („Herrschaft, Raum, Symbole. Adelige Bestattung in Wien 1550-1850“) referierte die bisherigen Ergebnisse des Konstanzer DFG-Projektes. Er verdeutlichte zunächst die Wandlungen der Struktur des kaiserlichen Hofstaates im 17. Jahrhundert und interpretierte diese im Sinne einer mit der Konsolidierung der Habsburgischen Herrschaft einhergehenden Umstellung des höfischen Integrationsmodus in Richtung auf formalisierte mitgliedschaftliche Anbindung sehr weiter Kreise vornehmlich des erbländischen Herrenstandes. Der Zugriff auf die Ressourcen der Krone sei ohne die Einbindung in Interaktion bei Hof kaum möglich gewesen. Die Grablege in der Residenz hätten dem Adel nun die Möglichkeit geboten, seine Positionen und Verdienste für die relevante Hofgesellschaft dauerhaft sichtbar darzustellen, im gemeinsamen relevanten Raum zu verankern und somit dem Vergessen zu entreißen. Vor diesem Hintergrund lasse sich die Gründung von annähernd 40 hochadeligen Familiengrüften im Zeitraum zwischen 1620 und 1680 erklären. Die Stifter seien vornehmlich Inhaber von hohen und höchsten Ämtern des Hofstaats gewesen. Bei der Wahl der Kirchen orientierte sich der Hofadel primär an der Nähe der Kirche zum Hof, weniger an sakralen Maßstäben. In den Epitaphien trete dabei ein Wandel der Selbstbeschreibung des Adels zutage: Biographie werde zunehmend als Karriere im Fürstendienst beschrieben. Darin spiegele sich nicht zuletzt die zunehmende Definitionsmacht des Herrschers und die mit der Refeudalisierung des Hofes einhergehende Funktionalisierung des Adels.

Andreas Zajic, Wien, („Die Lebenden und die Toten. „Familiendenken“ und adelige Bestattung in Niederösterreich im 16. und 17. Jahrhundert“) stellte gleichsam die Vorgeschichte dieser Entwicklung vor Augen. Der niederösterreichische Landadel registrierte seit dem Ende des 15. Jahrhunderts Geburts- und Sterbeorte von Familienmitgliedern und benutzte auch Epitaphien als Quelle für seine Stammbäume. In den Stammbäumen komme ein Bewußtsein für eine Familienkontinuität zum Ausdruck, die in Erbbegräbnissen noch nicht zum Tragen gekommen sei. Zwar habe es Formen von Bestattungen gegeben, die einen engen Familienzusammenhang stifteten. Doch habe das in Niederösterreich vielfach vorausgesetzt, daß nur eine Familie eine Kirche für Bestattungen nutzte, was eher selten der Fall gewesen sei. Ebenso wichtig sei das Kirchenpatronat gewesen, das zur Ausbildung von Erbkirchen mit einer stark familiengebundenen Bestattung habe führen können. Da der Grundbesitz im 16. Jahrhundert aber noch relativ stark fluktuierend habe, sei auch von hier keine starke traditionsbildende Kraft ausgegangen. Dazu passe es, daß Personen häufig am Ort ihres Todes bestattet und selten an den Ort eines Familienbegräbnisses überführt worden seien.

Géza Pálffy, Budapest, („Politische versus symbolische Integration des ungarischen Adels in Wien im 16. und 17. Jahrhundert“) zeichnete in seinem Beitrag zunächst die politische und soziale Integration des ungarischen Adels am Kaiserhof nach. Zwar habe Ungarn seit seiner Einverleibung in den habsburgischen Länderkomplex erhebliche wirtschaftliche und militärische Beiträge geleistet, doch sei der ungarische Adel am Hof deutlich unterrepräsentiert gewesen. Die Ungarn hätten ihre ständig den Kriegsgefahren und Türkenplünderungen ausgesetzten Burgen und Güter nicht verlassen wollen, auch sei der Hof kulturell, etwa in sprachlicher Hinsicht, völlig fremd gewesen. Erst seit den 1550er Jahren seien vermehrt junge ungarische Adelige an den Hof geschickt worden, wo sie in niedrigeren Chargen gedient hätten.

Von diesen Kontakten seien wichtige Impulse ausgegangen, die über Militär- und höheren Hofdienst, Eheschließungen etc. zu einer stärkeren Anbindung geführt hätten. Gleichwohl habe es im 16. Jahrhundert in Wien weniger als fünf Häuser im Besitz von ungarischen Hochadeligen gegeben. Im 17. Jahrhundert erhöhte sich diese Zahl bis auf knapp unter zehn. Auch Bestattungen ungarischer Adelige seien bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts sehr selten gewesen. Des symbolischen Werts seien sich diejenigen, die Wien als letzte Ruhestätte wählten, aber durchaus bewußt gewesen. Die Pálffy etwa gründeten gerade in der Hofkirche 1632 eine Familiengruft, der Palatin Paul Pálffy ließ sein Herz in Wien bestatten. Die gleichwohl schwache Einbindung des ungarischen Adels in der Wiener Grablandschaft erkläre sich aber nicht nur aus der schwachen politischen und sozialen Integration. Die traditionelle ungarische Bestattungstradition habe dem Adel besonders im Bereich der Funeralkultur weit bedeutendere Möglichkeit zur Repräsentation gegeben als das, was in Wien realisierbar war.

Ewald Frie, Essen, („Wohin gehört der Adel? Zum Bestattungsverhalten der brandenburgischen Nobilität im 18. Jahrhundert“) ging der Frage nach dem Zusammenhang von politischer Integration und adeliger Bestattung am Beispiel Berlins nach. Der Berliner Epitaphienbestand verdeutliche, daß die Berliner Kirchen nicht Teil einer höfisch-aristokratisch geprägten Ordnung des städtischen Raumes gewesen seien. Danach war in St. Nikolai ebenso wie in St. Marien sowie an den Außenmauern der Klosterkirche der Anteil adeliger Epitaphien in der frühen Neuzeit außerordentlich gering. Die Gründe für diesen Befund seien zunächst in der konfessionellen Spaltung Preußens zu suchen. Es habe eine reformierte Hof- und Beamtengemeinde gegeben, während der Landadel lutherisch geblieben sei. Hinzu komme die Einwanderung der Religionsflüchtlinge im 17. und 18. Jahrhundert. In der Memorialkultur hätten damit unterschiedliche Leitdifferenzen (adelig-bürgerlich, lutherisch-reformiert, Hofadel-Landadel, brandenburgisch-ausländisch, deutsch-französisch) miteinander konkurriert, keine sei aber in der Lage gewesen, den städtischen Raum insgesamt zu organisieren. Darüber hinaus habe die Struktur des preußischen Hofes und Adels der Entstehung einer höfisch-aristokratischen Ordnung der Memorialkultur entgegengestanden. Unter Friedrich Wilhelm I. sei es zu einer Militarisierung des Hofes gekommen, die Verlagerung des Regierungszentrums nach Potsdam habe nicht nur zur Trennung von Regierung und Berlin, sondern auch dazu geführt, daß der preußische Hof seine Funktion als Kommunikationszentrale und Marktplatz für Klientelsysteme verloren habe. Berlin sei ohnedies kaum ein Adelszentrum gewesen, der saisonale Aufenthalt, geringer und zudem verstreuter Hausbesitz hätten nicht zur adeligen Dominanz eines Stadtraumes geführt. Weiter sei der Landadel vergleichsweise arm gewesen und habe auch daher gern auf dem Land bestattet. Schließlich seien die regionalen Adelsgesellschaften Ostpreußens oder der westlichen Provinzen nicht auf Berlin ausgerichtet gewesen. Vor diesem Hintergrund sei an die Stelle des Höfischen eine mentale Hinordnung auf das Zentrum getreten, die von der Verbindung von Gutsherrschaft und militärischer Lebensweise getragen gewesen sei. Dies habe jedoch im Offiziersbegräbnis vornehmlich in der Berliner Garnisonkirche Spuren in der Berliner Sepulkralkultur hinterlassen. Damit sei freilich nicht auf Familientraditionen verwiesen worden, sondern auf den einzelnen adeligen Offizier. In diesem Modell komme auch die frühe Funktionalisierung des preußischen Adels zum Ausdruck, die es ihm mittels seiner partiellen Unsichtbarmachung im Zentrum erleichtert habe, die preußisch-deutsche Geschichte bis 1945 mitprägen zu können.

Martin Papenheim, Düsseldorf, („Bestattung in der Metropole. Rom in der Frühen Neuzeit“) verwies zunächst auf die Besonderheit des römischen Umgangs mit Vergangenheit hin. Der einzigartige Ort habe es in der Frühen Neuzeit erlaubt, Tiefenstrukturen bis in die Vorzeit hinein zu konstruieren, und durch immer neues Zitieren und Kommentieren einen mythischen Raum zu schaffen, in dem sich die römische Totenmemoria entfaltet habe. Obschon eine genaue Topographie des römischen Totenkults in der Frühen Neuzeit noch ausstehe – etwa 300 Kirchen kämen in Betracht – seien Tendenzen doch auszumachen. So habe es mit den

verschiedenen Nationalkirchen und solchen, die von Angehörigen bestimmter Berufsgruppen oder von „Prominenten“ wie den Stewards oder Christine von Schweden (St. Peter) dominiert worden seien, kontextbezogene Kristallisationspunkte gegeben. Eine nach einer deutlich auszumachenden Leitdifferenz strukturierte sepulkrale Ordnung habe sich jedoch nicht entwickeln können. Vielmehr liege im wesentlichen ein polyzentrisches Netz von Grablegen einzelner Familien vor. Die Gründe hierfür seien vor allem darin zu suchen, daß die Päpste als Wahlmonarchen immer neue Familienkapellen gestiftet hätten und diese häufig als Grabstätte für sich und ihre Familien bestimmten. Memoria habe hier auf Zukunft verwiesen, in der *pietas* seien *ambitio* und *magnificentia* zum Ausdruck gekommen. Im „Wahlkönigtum“ habe man sich mit der Prägung des Stadtraumes beeilen müssen, weshalb die Stadt mit Wappen, Palästen und Stiftungen immer neu überzogen worden sei. Da es in Rom keinen Denkmalskult außerhalb von Kirchen gab und kein Papst ein öffentliches Personendenkmal außerhalb einer Kirche hatte, waren Kirchen für Memoria so außerordentlich wichtig und gerade deshalb habe sich die Topographie der Sepulkralkultur grundsätzlich mit jedem neuen Papst gewandelt.

Abschließend wären – unter dem Eindruck besonders der Diskussion – einige Punkte besonders zu betonen. Deutlich wurde zunächst die Bedeutung der „Memorialkonfiguration“, in die die Sepulkralkultur eingebunden ist. Religiöse Erinnerungsformen, Hauschroniken, Geschichtsschreibung bestimmen über die Anschlußfähigkeit der mittels des Grabmals getroffenen Selbstbeschreibungen mit. Dabei kommt dem Medienwandel und dem Wandel der Öffentlichkeit erhebliche Bedeutung zu. Insgesamt scheint mit der Entwicklung der modernen Medienlandschaft und dem Wechsel der Erinnerung in neue Medien eine Entkopplung von räumlichen Bindungen einherzugehen. Die Möglichkeit, das Grabdenkmal als Kommunikabilie zu konzeptionalisieren, vermag der Rezeptionsanalyse neue Impulse zu geben. Sie verweist auf die Schwierigkeit, dafür zu sorgen, daß Gräber auch wahrgenommen werden. Es ist über die Konsequenzen nachzudenken, die sich daraus ergeben, daß sie einerseits in Raumarrangements eingebunden sind, andererseits, soweit es um Gesellschaft geht, in über Sinn und Kommunikation generierte Netzwerke immer neu eingebunden werden müssen. Von dieser Perspektive ebenso wie vom Medienwandel her zeigt sich die Notwendigkeit, die verschiedenen Deutungsmöglichkeiten der Sepulkrallandschaften (etwa: Religion, Familien, frühmoderne Formen von Staatlichkeit, Kunst) stärker zu betonen. Schließlich wurde an den verschiedenen Sepulkralensembles deutlich, wie außerordentlich variabel die Funktionen des Hofes für die Integration von Oberschichten waren und als ein wie deutlicher Indikator für eine vertiefte Analyse auch der entsprechenden Symbolhaushalte die Sepulkralkultur dienen kann.

*Mark Hengerer, Konstanz**

* Mark Hengerer, M.A., Fachbereich Geschichte und Soziologie, Lehrstuhl Prof. Dr. Rudolf Schlögl, Universität Konstanz, Fach D5, D-78457 Konstanz.